4010

version définitive

Abreißkalender

Das Telephon und in seinem Gefolge die ganze moderne Apparatur der Lautübertragung hat unsere Welt mit Erscheinungen bevölkert, die unsern Großeltern unbekannt waren: Eine Menschheit, die in unserer Vorstellung sichtbar lebt, ohne daß wir sie je gesehen haben. Lebende Menschen, die für uns eigentlich nur eine Stimme bedeuten dürften, die aber hinter ihrer Stimme in Fleisch und Bein dastehen. Das heißt, eigentlich glauben wir nur, sie zu sehen, sobald wir aber genau sagen sollen, wie wir sie uns vorstellen, verschwimmt ihr Bild, wie das Rauchwölkchen einer Zigarette, und wir mühen uns vergeblich, mit den Händen in die Luft greifend, das verschwommene Bild wieder zusammenzukneten.

Dieses Parallelbild, das die Augen sich unwillkürlich zu einer Stimme im Telephon, im Grammophon, im Rundfunk bauen, ist keine Schöpfung aus dem Vollen, sondern nur Reminiszenz. Die Erinnerung an den Klang einer Stimme, dessen Träger wir kannten, weckt sofort sein Bild; und sobald wir aus einer Hörkapsel oder einem Lautsprecher eine ähnliche Stimme vernehmen, steht er lebendig vor uns.

Leben aber in unserer Erinnerung viele Menschen, bei denen der Klang der Stimme und die Wesensart sich glichen, Menschen etwa, deren Güte oder Bosheit sich in ihrer Sprache verriet, so reihen wir die Stimme aus dem Apparat mitsamt dem Menschen, der dahinter steht, sofort dem bekannten Typ ein und wissen: Der oder die da ist gut oder böse, klug oder dumm, listig oder tollpatschig, zuverlässig oder leichtfertig, herrisch oder unterwürfig. Und wir gehen weiter, wir wissen sofort, ob wir es mit einer Schönen oder Häßlichen, einer Blonden oder Braunen oder Schwarzen zu tun haben. Ich erinnere mich, daß ich vor Jahren einer Telephonistin des Wolffbüro aus Berlin auf den Kopf zusagte, sie habe Haare so schwarz wie Rabenflügel und — verzeihen Sie — einen allerliebsten zarten Anflug vom Schatten einer Ahnung eines Schnurrbärtchens. Sie lachte mich aus und schickte mir ihr Bild — sagte sie —, auf dem sie einen hellflachsblonden Lockenkopf hatte. Ich habe es ihr freilich nie geglaubt.

Ich erkundigte mich eines Tages nach dem Befinden eines Kranken. Die Wärterin gab mir Auskunft. Ich kannte sie nicht. Was sie mir sagen konnte, war auch nicht besonders erfreulich, aber ihre Worte strahlten eine solche Beruhigung aus, daß es mir ein Trost war. Wie sie es sagte, schien alles so ganz und gar im natürlichen Lauf der Dinge zu liegen, Kranksein gehörte zum Leben, es war alles gut, wie es war, kein Anlaß, sich gegen das Schicksal aufzulehnen. Wie Gott will, ich halt still. Man sah die Hände, arbeitgewohnte Hände, aber so voll einer Zärtlichkeit von innen heraus, daß es eine Wohltat, eine Beruhigung, eine Erlösung sein mußte, von ihnen berührt zu werden. Wo hatte ich nur diese Stimme gehört, diese Hände gespürt? Irgendwann in Kindertagen, du und ich, jeder, zu einer Zeit, wo man noch keine Feinde hatte, wo noch keiner einem übel wollte, wo Haß und Neid an einem keine Zielscheibe suchten. Gibt es denn noch solche Stimmen, und gibt es noch solche Hände, und gleichen die, denen sie gehören, den gütigen Menschen, die in der Kindheit um einen waren?

Seht Ihr, so können wir unsere Welt billig mit Menschen bevölkern, die unsern Herzen wohltun und an denen wir keine Enttäuschung erleben; denn nicht wahr, wir brauchen ja ihre Bekanntschaft nicht zu machen.

Sonntag 23. u. Montag 24. 6. 1929